

NICK STONE
Todesritual



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Dem ehemaligen Detective Max Mingus will es einfach nicht gelingen, mit seiner Vergangenheit abzuschließen. Es gibt da einiges, das ihm keine Ruhe lässt, doch eine seiner schlimmsten Erinnerungen betrifft den »Totenmeister« Solomon Boukman. Obwohl diese Ereignisse inzwischen Jahre zurückliegen, verfolgt Boukman, der brutale Voodoo-Meister, Max noch immer in seinen Gedanken.

Inzwischen arbeitet Max als Privatermittler in Miami, doch alle Fälle, die an ihn herangetragen werden, sind schmierige Ehescheidungen. Bis zu dem Tag, an dem sein ehemaliger Chef, Eldon Burns, auf grauenvolle Weise ermordet wird: Jemand hat ihm in die Augen geschossen. Die Spuren führen Max zu einer Frau namens Vanetta Brown. Er findet Beweise, dass die ehemalige Aktivistin der »Black Power«-Bewegung ein sehr starkes Mordmotiv hatte – jedoch ist sie seit Jahren in Kuba untergetaucht. Und so macht sich Max undercover auf den Weg nach Kuba, wo ihn eine verwirrende Welt der dunklen Magie, des Verrats und des Todes erwartet.

Autorin

Nick Stone wurde 1966 im englischen Cambridge geboren. Sein Vater ist der renommierte Historiker Norman Stone, seine Mutter entstammt einer der ältesten Familien Haitis, den Aubreys. Nick Stone verbrachte seine frühe Kindheit in Haiti, bevor er 1971 nach England zurückkehrte. Ein späterer einjähriger Aufenthalt in Haiti inspirierte ihn schließlich zu seinem Debütroman »Voodoo«, der als bester Thriller des Jahres mit dem Steel Dagger sowie dem Debut Thriller Award ausgezeichnet wurde und den Macavity Award für das beste Romandebüt erhielt. »Todesritual« ist der dritte Roman um den Ermittler Max Mingus. Der Autor ist verheiratet und lebt in London.

Außerdem von Nick Stone bei Goldmann lieferbar:

Voodoo (46336)

Der Totenmeister (46866)

Nick Stone

Todesritual

Thriller

Deutsch
von Heike Steffen

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Voodoo Eyes« bei Sphere,
an imprint of Little, Brown Book Group, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper, Mochenwangen GmbH.

Deutsche Erstveröffentlichung September 2012
Copyright © der Originalausgabe 2011 by Nick Stone
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagmotiv: © Getty Images/Roberto A Sanchez
Redaktion: Eva Wagner
AG · Herstellung: Str.
Satz: IBV Satz- u. Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-47716-6

www.goldmann-verlag.de

Für
meine Frau Hyacinth,
meine Agentin Lesley Thorne,
meine erste Lektorin Beverley Cousins
und den Grafen und den Prinzen, meine Freunde
Und in liebender Erinnerung
an Elaine Flinn,
Cal de Grammont, Dick Gallagher,
»Birdie« Lena Bent und
John Weller

Ah-ha-ha!
Ever get the feeling you've been cheated?

Johnny Rotten

Der Ring ist leer

28. Oktober 2008

Ausnahmslos jeden Morgen ließ sich Eldon Burns im Taxi von seinem Haus in Coconut Grove zu dem Boxstudio auf der 7th Avenue fahren, das ihm gehörte. Es lag in Liberty City, dem härtesten und schäbigen Stadtteil Miamis – kein Ort für einen vernunftbegabten Mann seines Alters. Obwohl das Studio schon seit über acht Jahren nicht mehr als solches fungierte, wollte Eldon das Gebäude weder verkaufen noch verpachten, weil er sich nur dort, in diesen vier Wänden, noch ein klein wenig so fühlen konnte wie früher. Dort hielt er Zwiesprache mit seinen Erinnerungen, lächelte den Geistern vergangener Erfolge zu und gedachte der Zeiten, in denen im Grunde er, als stellvertretender Polizeipräsident, die Geschicke dieser Stadt gelenkt hatte.

Drinne herrschte der Verfall. Tag für Tag wurde es ein bisschen schlimmer. Der Betonfußboden, den einst komplizierte Schaubilder aus nummerierten Füßen zierten, lag unter einer dicken Staubschicht begraben, die an verfaultes Manna erinnerte. Und sie wurde immer dicker. Dichter Dunst aus feinem Staub hing in der Luft und raubte den breiten Sonnenstrahlen, die durch die Fenster fielen, die Kraft. Die schweren Boxsäcke hingen starr an roststeifen Ketten und Halterungen. In der Mitte der riesige Boxring – früher der größte seiner Art in ganz Florida –, ein unansehnlicher Haufen aus modrigem Eichenholz und verschimmeltem Segeltuch. Er war zusammengebrochen, nachdem

sich ein nicht behobenes Loch im Dach bei einem Gewitter zu einem Wasserfall geöffnet hatte. Das Segeltuch war komplett durchnässt worden und die Feuchtigkeit ins Holz eingedrungen. Zeit, Hitze und Vernachlässigung hatten den Ring schließlich in sich zusammensacken lassen wie einen erschöpften Boxer, ein Bein nach dem anderen. Inzwischen beherbergte er eine Kolonie großer brauner Ratten, deren Fiepen und Trippeln die Geräusche des Boxstudios ersetzt hatten – zusammen mit dem hartnäckigen Summen Tausender Insekten, die durch das immer größer werdende Loch im Dach hereinkamen. Manchmal flogen auch Papageien, Möwen und sogar Pelikane herein, fanden aber nur selten wieder hinaus; was die Ratten von ihnen übrig ließen, verstärkte noch den aggressiven Fäulnisgestank.

Die Ratten hatten keine Angst vor Eldon. Sie hatten sich an seine täglichen Besuche gewöhnt, an diesen vierundachtzigjährigen Mann, der jeden Tag den gleichen Weg durch den Staub nahm, mit langsamen Schritten und gesenktem Kopf, weil er ihn nicht mehr so hoch tragen konnte wie früher. Sie spähten mit glänzenden Augen unter dem Segeltuch hervor zu ihm hinauf, als fragten sie sich, ob dies der Tag war, an dem es ihm ergehen würde wie den verirrtten Vögeln.

Eldon schenkte ihnen genauso wenig Beachtung wie den Überresten seines Boxstudios. Er verschwand in seinem Büro, das hinter der Tür in der Mitte der verspiegelten Wand zur Rechten lag. Es waren Einwegspiegel, genau wie in den Verhörzimmern der Polizei.

Er ließ sich an seinem Schreibtisch nieder und schaute hinaus in den Trainingsraum. Er sah ihn nicht so, wie er war, sondern wie er damals gewesen war, in den guten alten Zeiten, in *seinen* Zeiten: ein Dutzend Boxer aller Altersstufen am Springseil, beim Sparring, am Speedbag, beim Schat-

tenboxen vor dem Spiegel, sich seiner Gegenwart ebenso wenig bewusst wie damals. Er hörte das Krachen ihrer Fäuste gegen die Boxsäcke, das gleichförmige Trappeln der Füße beim Seilspringen; er hörte den Drei-Minuten-Summer und wie Abe Watson – der Cheftrainer, Manager und Mitinhaber des Studios – die beiden zukünftigen Boxgrößen aus dem Ring rief. Er beobachtete seinen alten Freund mit der roten Kangol-Kappe, wie er, springlebendig, den beiden Anfängern, die er unter seine Fittiche genommen hatte, Ratschläge gab.

Eldon Burns war so sehr mit den Geräuschen und Bildern in seinem Kopf beschäftigt, dass er das leise Quietschen der Studiotür nicht hörte und auch nicht die Person sah, die eintrat.

Eldons Absturz war schnell und hart gewesen.

Zuerst hatte ihm seine Frau Lexi am Vorabend ihres fünfzigsten Hochzeitstags eröffnet, dass sie sich scheiden lassen wolle. Sie habe die Alkoholsucht besiegt, in die Eldon sie mit seiner Unaufmerksamkeit und seinen Affären getrieben habe, und wolle nun auch das andere Übel ihres Lebens loswerden. So zumindest hatte sie es gesagt. In Wahrheit hatten sie sich auseinandergelebt, seit ihre jüngste Tochter Leanne und ihr Adoptivsohn Frankie Lafayette-Burns – ein haitianisches Boxwunder, den er trainiert hatte – 1990 bei einem Bootsunglück in Mexiko ums Leben gekommen waren. Anschließend hatten sie erfahren, dass die beiden kurz zuvor geheiratet hatten und Leanne schwanger war. Das hatte Eldon mehr zu schaffen gemacht als die Nachricht von dem Unfall – der Junge, den er aufgenommen und erzogen hatte wie seinen eigenen Sohn, hatte seine jüngste Tochter gevögelt.

Aber Eldon war froh gewesen, Lexi los zu sein, die Schei-

dingung hatte also nicht allzu wehgetan, wohl aber die Abfindung: 10 Millionen Dollar und das Haus in Hialeah. Er hatte dieses Haus geliebt.

Dann hatte er Abe verloren. Sein bester Freund und einstiger Partner bei der Polizei von Miami hatte im Sommer 1999 die Diagnose Lungenkrebs bekommen. Dreiundvierzig Jahre lang hatte Abe jeden Tag zwei Schachteln Chesterfield ohne Filter geraucht. Eldon hatte mit angesehen, wie Abe auf einem Krankenhausbett dahinsiechte, bis nicht viel mehr von ihm übrig war als ein pfeifender Kopf auf einem spindeldürren Körper, der durch Schläuche ernährt wurde und durch Schläuche atmete, pinkelte und schiss. Er starb an Silvester 2000 wenige Minuten vor Mitternacht.

Abe war begraben worden, wie er es sich gewünscht hatte: in Ausgehuniform, den 1911er Colt mit dem perlmuttbesetzten Griff an der Hüfte, und an den Füßen die Stiefel, die sein gefallener Sohn in Vietnam getragen hatte. In der Hand eine Flasche Wray & Nephew, sein Lieblingsrum, und in den Hosentaschen zwei Schachteln Zigaretten, sein Zippo und ein Beutel Silberdollars. Erklärt hatte er Eldon seine Beerdigungswünsche folgendermaßen: »Wahrscheinlich muss ich mich für alles, was ich angestellt habe, aus der Hölle freikaufen oder freischießen. Wenn das nicht hinhaut, kann ich immer noch mit dem Teufel einen trinken.«

In den folgenden zwei Monaten hatte sich das Boxstudio nach und nach geleert. Eldon hatte weder Zeit noch Lust, die Boxer selbst zu trainieren, und auf keinen Fall wollte er einen Ersatz für Abe einstellen. Und so entschwanden seine Leute zu anderen Studios, anderen Sportarten oder zurück auf die Straße, von der sie gekommen waren.

Und das war erst der Anfang.

Eldon hatte das neue Jahrtausend als Sonderberater des

Polizeipräsidenten begonnen, aber wer sich auskannte in dieser Stadt, wusste, dass das ein rein nomineller Titel war, der nur dazu diente, seine Anwesenheit in den Reihen der Polizei von Miami auch nach seiner offiziellen Pensionierung zu rechtfertigen.

Dann hatte die Innenrevision Eldons Beziehung zu Victor Marko unter die Lupe genommen, einem Problemlöser der Politik, der wegen Mordes unter Anklage stand. Für die Dauer der Ermittlungen zu dieser Verbindung, die sich über dreißig Jahre erstreckte, war Eldon vom Dienst suspendiert worden.

Drei Monate später hatten sie ihn zum Verhör geladen. Eldon war vorbereitet gewesen. Er war schon lange vorbereitet gewesen. Er ging ohne Anwalt. Er brauchte keinen. In all den Jahren bei der Polizei hatte er bei ungefähr jedem, der je den Eid geleistet hatte, irgendeinen Dreck auf der Weste gefunden und dokumentiert.

Ganze zwanzig Minuten behielten die Ermittler ihn im Verhörzimmer. Er redete offen und sehr deutlich mit ihnen und legte dabei nur die Spitze des Scheißbergs frei, den er aus dem Leben ihrer Vorgesetzten zusammengetragen hatte – welche allesamt im Nebenzimmer vor dem Videobildschirm saßen und zusahen.

Man bot ihm einen Deal an. Er durfte alles behalten – sein Vermögen, seine Häuser, seine Pension, seinen Ruf und seine Freiheit –, aber er musste sein Amt auf der Stelle niederlegen und schnell und sehr, sehr leise von der Bildfläche verschwinden.

Und so hatte er sich in das Studio auf der 7th Avenue zurückgezogen, wo, in vielerlei Hinsicht, alles begonnen hatte.

Eldon brauchte eine Weile, um den Mann, der vor der Glasscheibe zu seinem Büro stand, von den Geistern zu unterscheiden, die er heraufbeschworen hatte. Erst als er begriff, dass der *Neger* kein Produkt seiner Fantasie war, kehrte er in die verwahrloste, vereinsamte Gegenwart seines Studios zurück, in der es nur sie beide gab.

Es sah aus, als würde der Mann Eldon durch den Spiegel hindurch direkt anschauen, dabei durchdrang sein ruhiger und unverwandter Blick nur sein eigenes Spiegelbild.

Er war groß und dünn, beinahe dürr. Seine Kleider – ein kurzärmeliges schwarzes Hemd und eine Hose von dem gleichen Dunkelbraun wie seine Haut – bauschten sich in der sanften Brise, die durch die zerbrochenen Fenster und das eingefallene Dach wehte, um seinen Körper. Auf das Hemd waren goldene Vögel gedruckt.

Eldon kannte ihn nicht. Was zum Teufel wollte der? In den letzten acht Jahren hatte er hier nicht einen einzigen Besucher gehabt.

Nicht einen.

Wie ein Penner sah der Bursche nicht aus. Dafür war seine Kleidung zu gut und sein Haar zu kurz.

Vielleicht wollte er boxen lernen.

Wie wäre es damit?

Eldon dachte darüber nach. Wann hatte er zum letzten Mal einen Grünschnabel auf die Probe gestellt? Konnte er das noch – in seinem Alter?

Der Impuls durchfuhr ihn wie ein warmer, belebender Schauer, und er lachte leise in sich hinein.

Er musterte den Jungen. Bestenfalls vierzehn. Und ein Weichling. Die Gesichtszüge noch immer glatt wie Baby-speck, keine Kanten, wenig Charakter. Bis auf den Mund. Herrgott, küssen konnte der wohl nicht! Wo zum Teufel

hatte er das denn her? Den Kämpfer sah er jedenfalls nicht in ihm, nicht richtig – gar nicht. Ein Boxhieb, und der Knabe würde tot umfallen. Je länger Eldon ihn anschaute, umso weniger sportliches Potenzial konnte er an ihm entdecken. Er hatte die Größe eines Basketballspielers, war aber kein bisschen robust. Zu lahm, zu ausgemergelt, zu schwach.

Dann, als hätte der Junge Eldons Gedanken gelesen, drehte er sich um und ging in Richtung Tür.

Er wollte abhauen.

Das durfte er nicht.

Noch nicht.

Eldon erhob sich, so schnell er konnte. Er musste den Neger abfangen, bevor er weg war.

Er riss die Bürotür auf.

»Warte!«

Der Junge drehte sich um und betrachtete Eldon, der ihm über den staubigen Fußboden entgegeneilte.

»Elton Booorns?« Er sprach mit starkem hispanischem Akzent. Frisch vom Boot gesprungen, vermutete Burns, wahrscheinlich Kubaner, auch wenn die in letzter Zeit immer weniger geworden waren.

Eldon nickte, und während er auf ihn zuging, sah er, wie der Blick des Jungen durch den Raum wanderte, ohne ihn je ganz aus den Augen zu lassen. Er war aufgeweckt und sehr schnell. Eldon hätte wetten können, dass er sehr gute Reflexe hatte.

Er beschloss, sich den Spaß zu gönnen und dem Neger die gleiche Behandlung zuteil werden zu lassen wie jedem Grünschnabel, der durch diese Türen trat und Boxer werden wollte. Früher hatte Eldon eine ganz eigene – und legendäre – Methode gehabt, die, die es ernst meinten, von den ernsthaft Verwirrten zu unterscheiden.

»Was willst du?« Eldon war vor ihm stehen geblieben. Er war nur ein Junge – ein gutes Stück größer als er, der Kopf zwei Nummern zu groß für den ausgemergelten Körper. Und Eldon konnte nicht aufhören, ihm auf den Mund zu starren, auf jenen wild gewachsenen Wust aus Fleisch unter seiner Nase.

»Willst du Boxer werden? *Quieres ser boxeador?*«

Der Junge nickte.

»Wie heißt du?«

»Osso.«

»Osso? Woher kommst du? Aus Kuba?«

Osso antwortete nicht. Wahrscheinlich ein Illegaler, dachte Eldon. Wie Frankie damals.

»Aus deinem Land kommen viele gute Boxer, weißt du das? Die besten Amateurboxer der Welt. *Los mejores boxeadores son cubanos.*«

Da lächelte der Junge, und sein Lächeln war ein furchtbarer Anblick, wie ein gerade überfahrenes Tier auf dem Freeway. Keine Zähne zu erkennen. In gewisser Weise, dachte Eldon, keine schlechte Voraussetzung. Von Nahem erkannte er, dass er sich geirrt hatte. Der Bursche war jung, aber längst kein unbeschriebenes Blatt mehr. Und viel zu verlieren hatte er bei dem Gesicht nicht. Seine Nase war schon platt, und über seine rechte Wange liefen parallel zueinander zwei tiefe Narben. Vielleicht konnte Eldon etwas für ihn tun, ihn zu einem von den beiden Studios schicken, die von Boxern geleitet wurden, die früher bei ihm trainiert hatten.

Aber zuerst musste er wissen, wie sehr Osso boxen wollte, wie entschlossen er war. Zuerst musste der Junge den Test bestehen.

»Okay, Osso. Ich sage dir jetzt, was ich von dir will«, sagte Eldon. »Ich will, dass du mich ins Gesicht schlägst.«

Verwirrt starrte Osso ihn an.

So reagierten die Neulinge am Anfang immer, das hatte nichts zu bedeuten. Auf die nächste Reaktion kam es an.

»Schlag mir ins Gesicht. Ich meine es ernst«, sagte Eldon. Osso rührte sich nicht. Er blickte verwundert drein.

Dann dachte Eldon, dass der Neger ihn vielleicht nicht richtig verstand, also ballte er die Hand zur Faust und sagte es auf Spanisch: »*Golpéame en la cara. Da me tu mejor golpe. Vamos, cabrón!*«

Das kam an. Eldon sah es in seinen Augen. Etwas rührte sich darin, als wäre ein Schatten über sein Gehirn gewandert.

Osso zog den rechten Arm zurück, und Eldon machte sich bereit, einem wilden Heuholer auszuweichen.

Aber der Junge schlug nicht zu.

Er zog eine Waffe.

Und nicht irgendeine Waffe.

Abes Waffe. Seinen 45er-Colt, seinen ganzen Stolz – die Waffe, mit der er begraben worden war.

Eldon erkannte den perlmuttbesetzten Griff, die Kerbe an der Mündung, und zuletzt auch Abes Initialen – A.J.W. – auf dem Abzugsbügel.

Sein halbes Leben lang hatte Eldon damit gerechnet, dass dieser Augenblick kommen würde, und jetzt, wo er tatsächlich da war, hatte er nicht einmal Angst. Nur wer an Gott glaubte oder etwas hatte, für das es sich zu leben lohnte, hatte Angst vor dem Tod. Er gehörte nicht zu diesen Leuten. Und auf diese Entfernung würde es so schmerzlos sein, wie im Koma zu sterben. Er würde tot sein, bevor sein Körper es wusste.

Das Einzige, was ihn bewegte, war Neugier.

»*Quién te envió?*«, fragte er seinen zukünftigen Mörder.

»Vanetta Brown.«

»Wie bitte?«

Hinter dem Mörder schwang die Tür auf. Und das Allerletzte, was Eldon Burns sah, war ein Mensch, der wieder in sein Leben trat.

1. Teil

Stadt der Würmer

1

Miami war keine gute Stadt für eine Ehe. Zu diesem Schluss kam Max Mingus, als er in Zimmer 29 des Hotel Zürich an der Ecke 8th Street und Collins Avenue darauf wartete, dass die Ehebrecher nebenan endlich zur Sache kamen, damit er die seine abschließen konnte.

Von allen Menschen, die er kannte, war nur noch sein bester Freund Joe Liston mit seiner ersten Frau zusammen. Alle anderen lebten entweder in zweiter oder dritter Ehe, waren scheidungsgeschädigte Alleinstehende oder – wie er – Witwer oder Witwen, die ihr Leben mit Geistern teilten.

Diese Stadt war kein Ort für Langzeitbeziehungen. Sie war von Natur aus wechselhaft, ihr Geist ruhelos. Sie war in ständiger Veränderung begriffen und warf eine glitzern- de Haut nach der anderen ab, wie eine Strassschlange auf Speed. Miami lag genau mittig zwischen einem anderen und einem besseren Ort, kaum jemand stammte von hier, und kaum jemand blieb lange. Die meisten waren auf der Durch- reise, sie zogen weiter und machten Platz für andere ihrer Art. So weit Max' Theorie, so sah er die Dinge. Miami war ein reißender Fluss auf Treibsand: Man konnte nicht darin stehen und ganz bestimmt nicht darauf bauen.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war noch nicht lange hier, aber sein Taschentuch war schon durch- nässt. Die Klimaanlage war defekt. Die Hitze war mörde- risch, es roch nach Erbrochenem und vergammeltem Essen.

Das Fenster wollte er nicht aufmachen, weil der Lärm von draußen die Geschehnisse nebenan übertönen würde. Im Moment plauderten die beiden. Das machten sie immer am Anfang. Reden. Und ein bisschen lachen. Vor allem sie.

Er beobachtete das Pärchen nun schon seit sechs Wochen. Fabiana Prescott und Will Cortland. Beide anderweitig verheiratet. Cortland, einunddreißig, arbeitete für eine Limousinen-Agentur namens *Island Limos*. Er war groß, blond, fitnessstudio-gestählt und von jener unverfänglichen, gesunden, durch und durch amerikanischen Attraktivität, die man aus den Werbespots von Banken und Ferienanlagen kennt. Fabiana, fünfundzwanzig, war die vierte Ehefrau von Emerson Prescott, Max' Klienten. Ein Mördergeschoss: Latina mit langem schwarzem Haar, dunkler Haut und großen braunen Augen, dazu ein Körper, dessen Kurven zu perfekt und zu ausladend waren, um echt zu sein. Wo immer sie auftauchte, drehte sich jeder heterosexuelle Mann nach ihr um.

Max konnte keinem von beiden einen Vorwurf machen. Besonders nicht Fabiana.

Emerson Prescott war ein steinreicher Zahnarzt, der in drei Praxen in Los Angeles, New York und Miami eine exklusive Klientel bediente. Max hatte ihn in seinem Büro in der Innenstadt aufgesucht und ihn vom ersten Augenblick an verabscheut. Prescott war ein kleines, über sechzigjähriges Relikt von einem Mann, der mit Haarimplantaten, Gesichtslifting, Botox und käuflichen Gattinnen wie Fabiana den Zahn der Zeit auszutricksen versuchte. Und so hatte Max den Auftrag selbstverständlich angenommen. Genau genommen hatte er, des Geldes wegen, gar keine andere Wahl gehabt, und schon der erste Blick auf Prescott hatte ihm verraten, dass die Sache schnell und leicht sein

würde. Natürlich wurde Prescott von seiner Frau betrogen.

Die beiden lebten in Los Angeles. Ihr Verhältnis war schon seit einigen Jahren etwas schwierig, hatte Emerson erklärt, seit seine Praxis in New York immer besser lief und er mehr und mehr Zeit dort verbrachte.

Jeden Donnerstagmorgen flog Fabiana von Los Angeles nach Miami, wo Will Cortland sie mit unbewegter Miene und einem Schild, auf dem ihr Name stand, am Flughafen in Empfang nahm. Sie taten, als hätten sie einander noch nie gesehen. Er fuhr sie zum Shore Club, wo sie eine Suite hatte. Abends holte er sie dort ab und fuhr sie zum Hotel Zürich, wo er ihr mit einigen Minuten Abstand aufs Zimmer folgte. Später fuhr er sie zurück zum Shore Club, brachte den Wagen in die Garage von Island Limos und ging nach Hause, in seine Mietwohnung in Hallandale.

Am nächsten Morgen holte er Fabiana gegen zehn Uhr wieder am Shore Club ab und kutscherte sie durch die Stadt. Sie ging zum Arzt und zum Steuerberater und traf sich zum Mittagessen mit einer Freundin. Anschließend fuhr Cortland sie zum Flughafen, wobei sie unterwegs anhielten, um auf dem Rücksitz Abschied zu nehmen. Gegen sechs saß sie wieder im Flieger. Eine Woche später begann die ganze Farce von vorn. Wahrscheinlich machte nicht zuletzt dieses Rollenspiel den Reiz für sie aus, vermutete Max.

Max hatte die vereinbarten zwei Wochen damit verbracht, Fabiana zu beschatten und alle ihre Bewegungen von Weitem mit Zoom zu fotografieren. Er hatte sich die Zeiten ihrer Rendezvous notiert und alles, was er sah, schriftlich festgehalten. Er war beeindruckt von der professionellen Distanz, die Fabiana und Will hielten, wie sie nur am zweiten Tag ein klein wenig auftauten – alles, um den Schein zu wahren. Die-

se letzte Beobachtung, beschloss er, würde er nicht in den Bericht aufnehmen, den er Emerson Prescott aushändigen wollte. Das ging den alten Widerling nichts an – auch wenn er dafür bezahlte.

Max war ein geübter Überbringer schlechter Nachrichten. Alles eine Frage des Ausdrucks und des Timings, und die hatte er in den zehn Jahren bei der Polizei gelernt und perfektioniert. Er hatte sich eine Nummer zurechtgelegt, eine Rolle. Mit dunkler Kleidung und passendem Gesichtsausdruck – tiefste Enttäuschung mit einem guten Schuss zerschlagener Zuversicht, als hätte er irgendwie doch mit einem anderen Ergebnis gerechnet – bereitete er seine Klienten auf das vor, was sie erwartete. Allzu schwer fiel ihm das nicht. Er gehörte ohnehin nicht zu den Strahlemännern dieser Welt. Seine faltige, zerfurchte, achtundfünfzigjährige Visage eignete sich hervorragend für die finstere, abgeklärte Leckt-mich-doch-alle-am-Arsch-Miene, die er wie eine Uniform trug. Sie hielt die Menschen davon ab, zu genau hinzuschauen, sie gingen lieber weiter. So sahen sie die Traurigkeit nicht, die ihn umgab, sahen nicht seinen Lebensweg, der mit Reue gepflastert war.

In diesem sorgfältig vorbereiteten Setting kam er direkt zur Sache. Er milderte den Schlag nicht ab. »Mr./Mrs. Betrogene, Sie hatten recht. Ihr Mann/Ihre Frau hat eine Affäre.« Dann redete er ein bis eineinhalb Minuten und nannte die wesentlichen Fakten. Er überreichte seinen vollständigen Bericht mitsamt Fotos. Dann gab er dem Klienten Zeit, die Information zu verarbeiten und zu begreifen. Sobald das geschehen war, schaltete er um auf Kundenbetreuung. Er drückte sein Bedauern aus. Er zeigte Mitgefühl oder spendete Trost oder lauschte der ätzenden, zutiefst verletzten Schimpfkanonade – oder alles auf einmal. War das vorbei, versicherte er,

man könne ihn jederzeit anrufen, und verabschiedete sich. Eine Woche später schickte er die Rechnung.

So war es immer gelaufen.

Bis zu Emerson Prescott.

Max hatte Prescotts Büro mit seinem Schauspielergesicht betreten, doch die Reaktion seines Klienten hatte ihn aus dem Konzept gebracht. Prescott hatte Max' Mimik gesehen und gelächelt. Und das Lächeln war nur noch breiter geworden – so breit, wie die chirurgisch gedehnte und botox-gespritzte Haut es zuließ, die Lippen wie rosafarbene, fast durchscheinende, zum Zerreißen gespannte Gummibänder, dahinter die perfekten weißen Zähne im Wert von mehreren zehntausend Dollar. Max musste an aufgereichte Toiletenschüsseln in einer Bäderausstellung denken.

Bevor Max mit den wesentlichen Fakten durch war, fragte Prescott ihn, ob er Fotos von den beiden beim Sex habe. Auf seine abschlägige Antwort reagierte Prescott mit unübersehbarer Enttäuschung.

Max wusste nichts Besseres zu tun, als in der Rolle zu bleiben und das Spiel zu Ende zu spielen. Er war kurz davor, sein Bedauern zum Ausdruck zu bringen, als ihn Prescott mit einer Handbewegung zum Schweigen brachte.

»Das ist ein guter Anfang. Ein sehr guter Anfang«, sagte der Zahnarzt.

»Ein guter Anfang?«

»Ich brauche mehr.«

»Mehr?«

»Beweise.«

»Beweise?«

»Ja, Beweise, Mr. Mingus. Beweise für die tatsächliche Penetration. Sie wissen schon ... Gonzo-Zeug«, sagte Prescott. Auf Max' verblüfften Gesichtsausdruck hin wurde er noch

deutlicher: »Sexfotos. Viele, viele Sexfotos. Und nicht aus irgendeinem Versteck heraus, sondern schön mit der Handkamera. Ordentlich verwackelt und alles. Und zwar bis Ende nächsten Monats, pünktlich zu Halloween.«

Und so kam es, dass sich Max Mingus nun in einem Zimmer des Hotels Zürich wiederfand.

Als Erstes war er sich mit Teddy, dem Nachtportier, einig geworden, einem rothaarigen Typen mit randloser Brille, der aussah wie gerade mal achtzehn. Er und der Wachmann waren offensichtlich die Einzigen, die um diese Zeit im Hotel im Einsatz waren.

Für 400 Dollar hatte Teddy ihm verraten, dass das Paar jeden Donnerstagabend zwischen sieben und neun Uhr auf Zimmer 30 verbrachte und dass Fabiana ebenjenes Zimmer bis Ende des Jahres reserviert hatte. Max mietete für einen Monat das Nebenzimmer.

Zimmer 29 und 30 waren durch eine Tür verbunden. Teddy erklärte, früher einmal seien die beiden Zimmer als Suite vermietet worden, als im Zürich noch hauptsächlich Familien und ältere Gäste abgestiegen waren. Den Schlüssel zur Zwischentür hatte Teddy ihm für weitere 400 Dollar ausgehändigt. Die steifen und quietschenden Angeln hatte er ohne Aufpreis geölt. Noch einmal 400 Dollar – und die Aussicht auf mehr Geld später – kosteten Teddys Schweigen, seine Diskretion und seine Wachsamkeit.

Max hatte das Liebesnest in Augenschein genommen. Es sah fast genauso aus wie sein Zimmer: ein Doppelbett, darüber in einem Bilderrahmen ein altes Werbeplakat der Tourismusbehörde von Miami, vor dem Fenster ein runder Tisch mit zwei Korbsesseln und einer Lampe, neben der Tür drei kleine Spiegel in der Form fliegender Gänse, in der

Ecke ein Fernseher mit DVD-Spieler. Teddy hatte erzählt, die Poster seien das einzig Bemerkenswerte an dem Hotel – in jedem Zimmer hänge ein historisches Unikat. Das in Max' Zimmer stammte von 1950, dem Jahr seiner Geburt. Das in Zimmer 30 war von 1961. Der einzige erkennbare Unterschied bestand darin, dass nebenan die Klimaanlage funktionierte – die Luft roch sehr viel frischer.

Am nächsten Donnerstag nahm er die Zeit.

19:07 Uhr bis 19:23 Uhr: Reden. Hauptsächlich Cortland, aber verstehen konnte Max ihn nicht, weil er sehr leise redete, ein tiefes Gemurmel. Es war wohl witzig, oder aber Fabiana war verliebt, jedenfalls lachte sie viel.

19:24 bis 19:41: Meistens Stille, dann das eine oder andere Stöhnen.

19:43 bis 20:17: Vögeln. Laut. Sie stöhnte, wimmerte und jaulte. Er ächzte und schnaufte. Dann fing sie an zu schreien und zu kreischen. Auf Spanisch. *»Más profuuuundo! Másss pro!-fuuuundo! Sí! Sí! Mi amor! Sí, mi amor! Allí! Allí! Sí! Sííí! Mi amor! Mi ángel.«*

Da hatte sich Max auf der anderen Seite der Tür bereits die Finger in die Ohren gesteckt, um das Schlimmste auszublenden. Es war ihm über die Maßen peinlich, überhaupt da zu sein, er schämte sich, auf diese Art sein Geld zu verdienen.

20:18 bis 21:04: Tiefes, erschöpftes Atmen – von ihr und von ihm. Fabiana sagte: *»Su pene es una varita mágica«*, worauf Cortland lachte und sagte: *»Nenn mich Harry Ficker, Baby.«*

Max hörte die Dusche.

21:38: Die Tür fiel ins Schloss.

Max schaute aus dem Fenster und sah Fabiana aus dem Hotel treten und in Richtung Collins Avenue gehen.

21:52: Ein zweites Mal die Tür.

Cortland verließ das Hotel und ging in die gleiche Richtung davon wie zuvor Fabiana.

Drei Wochen lang hatte Max das Paar belauscht. Mehr Zeit, als er brauchte, aber er hatte keinen Folgeauftrag, und er konnte seinen Klienten nicht ausstehen, weshalb er die Sache so weit in die Länge zog, wie es sich irgendwie rechtfertigen ließ.

Die beiden fingen heute etwas später an als beim ersten Mal, aber die Zeiten waren praktisch identisch.

Und die ganze Zeit hatte er sich den Kopf zerbrochen, wie er sich ins Zimmer schleichen und Fotos machen sollte, ohne gesehen zu werden. Zwei Möglichkeiten waren ihm eingefallen. Erstens: sich im Kleiderschrank gegenüber dem Bett verstecken. Er hatte es versucht, passte aber nicht ganz hinein. Die Türen waren zu schmal für seine Schultern, sodass er sich nur seitlich hineinzwängen konnte. Das war ihm zwar mit Mühe und Not gelungen, aber drinnen hatte er feststellen müssen, dass er kaum den Kopf drehen, geschweige denn die Kamera vors Gesicht heben konnte. Dann war er mit einem Fuß durch den Schrankboden gebrochen. Und so hatte er auf die noch ungeliebtere Methode zurückgreifen müssen: sich ins Zimmer schleichen, während die beiden vögelten. Eine hochriskante Strategie. Seine Arbeit stand und fiel mit seiner Unsichtbarkeit. Wenn er die verlor, verriet er seinen Klienten.

Dankenswerterweise fand er eine Lösung. Die Zwischentür ging von rechts nach links auf. Er brauchte sie nur zehn Zentimeter weit zu öffnen, um ungehinderte Sicht aufs Bett zu haben und so viele Fotos zu schießen, wie er wollte, ohne gesehen zu werden. Er musste Zimmer 30 nicht einmal betreten.

Problem gelöst. Alles bereit.

Um 19:56 Uhr schaltete Max seine Kamera ein – eine Spiegelreflex von Canon mit sehr gutem Leica-Objektiv, die zehn Fotos pro Sekunde schoss – und stellte sich an der Zwischentür auf. Fabiana hatte noch nicht zu schreien angefangen, aber ihr Stöhnen wurde lauter. Genau wie Cortlands Schnaufen und Keuchen.

Es war so weit.

Er legte die Hand auf die Klinke und zog sie ruckartig wieder zurück, als eine schmierige Welle der Übelkeit durch seine Magengrube schwappte und er würgen musste.

Er hatte sich immer geschworen, keine Scheidungsfälle zu übernehmen, schon seit er zum allerersten Mal mit dem Gedanken gespielt hatte, den Polizeidienst zu quittieren und Privatdetektiv zu werden. Dieses schäbige Paparazzi-Dasein war nichts für ihn. Klar, die Bezahlung war gut und die Aufträge zahlreich, und neben der Wirtschaftskriminalität war es der sicherste Zweig in seiner Branche – schlimmstenfalls riskierte man ein blaues Auge oder eine geplatzte Lippe, wenn der Ehebrecher schnell genug in die Hose springen konnte, um einen einzuholen. Aber Max hatte so nicht seinen Lebensunterhalt bestreiten wollen. Er wollte Menschen helfen, nicht Ehen zerstören und Scheidungsanwälte reich machen.

Das Leben hatte die dumme Angewohnheit, einem die Prinzipien zu vergiften.

Er ließ das Gefühl vorüberziehen und öffnete die Tür einen Spalt breit. Sie hatten das Licht angelassen. Fabiana schrie: »*Mi ángel!*« Cortland schnaufte und keuchte, abwechselnd. Max war sicher, dass sie im ganzen verdammten Hotel zu hören waren.

Er stieß die Tür ein Stück weiter auf, und im Sucher erschien das Bett. Max sah Weiß. Nur Weiß. Er zoomte heran.

Nichts. Er zoomte wieder weg. Jetzt hatte er das ganze Bett im Blick: Laken, Kissen, bläuliche Schatten am Rand.

Niemand drin.

Im Zimmer wurde es immer lauter, die beiden schrien im Chor. Vielleicht waren sie auf dem Fußboden.

Max senkte die Kamera und spähte durch den Türspalt. Er konnte fast das ganze Zimmer sehen. Und was er nicht sah, war zu klein für zwei Menschen. Er war verwirrt. Er konnte sie doch hören. Sie waren gellend laut. Trotzdem war das Zimmer offensichtlich leer.

Er stieß die Tür ganz auf und tat ein paar vorsichtige Schritte. Jetzt stand er in Zimmer 30. Er schaute sich um. Das Bett war unberührt. Frisch bezogen.

Er schaute im Badezimmer nach – ebenfalls leer.

Er war perplex. Tausend Fragen schwirrten ihm durch den Kopf.

Dann sah er den Fernseher.

Auf dem Bildschirm wurde eine dunkelhaarige Frau auf allen vieren von einem großen, blonden Mann gevögelt, dessen Arme über und über tätowiert waren. Der Mann war Will Cortland. Und die Frau Fabiana Prescott. Auch sie war tätowiert: zwei ineinander verschränkte Herzen auf dem unteren Rücken, ein Teufelchen mit Forke seitlich auf dem Bauch, ein Sternenregen auf dem Oberschenkel.

Der Film kam von einer DVD, die Geräusche waren die, die sich Max in den letzten drei Wochen eingepägt hatte.

Er stand da und starrte benommen und blicklos in den Fernseher und überlegte, was soeben passiert war, was hier gelaufen war.

Dann schaute er genauer hin. Das Poster, das in dem Film über dem Bett hing, war just das aus Zimmer 30. Die Aufnahmen waren hier gedreht worden, in diesem Zimmer.

Max zog die Zimmertür auf und spähte auf den Flur. Leer und verlassen. Komisch für einen Donnerstagabend, dachte er. Um diese Zeit kamen normalerweise die Ausgehwtigen von außerhalb in die Stadt.

Er ging zurück ins Zimmer und schaute aus dem Fenster auf die Straße hinunter, aber er wusste, dass er die beiden nicht sehen würde.

Er schaltete den Fernseher aus und ließ sich die DVD auswerfen.

Sie war unbeschriftet.

Als Max nach unten kam, war Teddy nicht an der Rezeption. Stattdessen ein Asiate mit einem Namensschild, auf dem »George« stand.

»Wo ist der Portier?«, fragte er.

»Ich bin der Portier. Was kann ich für Sie tun?«

»Der andere Portier, wo ist der?«

Max versuchte sich zu erinnern, wie er früher am Abend hier eingetroffen war. Hatte er Teddy an der Rezeption gesehen? Er hatte nicht nach ihm Ausschau gehalten. Er war geradewegs hoch in sein Zimmer gegangen.

»Sie meinen Ted? Der hat letzten Sonntag gekündigt«, sagte der Portier.

»Am Sonntag? Warum?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe nicht danach gefragt. Man hat mir nur den Job angeboten.«

»Wann haben Sie hier angefangen?«, fragte Max und spürte Wut in sich aufsteigen.

»Haben Sie eine Beschwerde wegen Ihres Zimmers, Sir?«

»Haben Sie Teddys Adresse? Oder seine Telefonnummer?«

»Die kann ich nicht herausgeben, Sir.«

»Wie viel?«, seufzte Max.

»Sir?«

»Wie viel wollen Sie für die Nummer? Was kostet sie?«

»Sir, ich muss Sie bitten zu gehen.«

»Wie bitte?«

»Ich werde Ihnen die Kontaktdaten nicht geben«, beharrte der Mann selbstgerecht und unterstrich seine Worte, indem er die schmale Brust herausstreckte und die dünnen Schultern straffte.

»Mit wem stecken Sie unter einer Decke?«

Der Portier hob die Hand und winkte jemanden herbei.

»Sir, ich muss Sie bitten, das Hotel auf der Stelle zu verlassen. Unser Sicherheitsdienst wird Sie zu Ihrem Zimmer begleiten, damit Sie Ihre Sachen packen können.«

In dem Spiegel hinter der Rezeption sah Max den übergewichtigen, kahlköpfigen schwarzen Wachmann breitbeinig dastehen, die Daumen in dem breiten Ledergürtel, an dem das Holster hing und den er sich um den gewaltigen Bauch geschlungen hatte. Auf seiner Oberlippe saß ein spärlicher Schnurrbart wie schmutziger Schaum.

Max sah auch sich selbst. Ebenfalls kahl. Schneeweiße Glatze und kleine Schweißperlen zwischen den Haarstopeln. Müdes Gesicht. Rot vor Wut und Demütigung, die Augen stechend und eisblau. Er war noch immer kräftig gebaut, aber so langsam besiegte der Speck die Muskeln. Der Portier war dreißig Jahre jünger. In seinen alten Zeiten hätte Max den kleinen Scheißer über den Tresen gezogen und die Auskunft aus ihm rausgeprügelt. In seinen alten Zeiten war er Bulle gewesen.

Er musterte den kleinen Mann. Wusste er Bescheid? Wahrscheinlich nicht. Er war nur irgendein Wicht, der in einem Scheißhotel in einem Scheißjob die beschissenste Schicht hatte. Davon gab es hier viele.

Max ging an dem Wachmann vorbei hinaus auf die Straße. Die heiße Nachtluft Miamis schlug ihm ins Gesicht. Der Wind trug Gerüche von Essen, Parfüm und dem Meer heran. Von überall her kam Musik: aus den Autos, den Restaurants, Clubs und Geschäften. Er kannte kein einziges Lied. Für ihn waren das fremdartige Geräusche, nicht mehr als Pieptöne in seinen Ohren. Hip-Hop, Rythm & Blues, roboterartiger Salsa und etwas, das sich anhörte wie der Herzinfarkt eines Elefanten. Menschen strömten an ihm vorbei, streiften ihn, rempelten ihn an. Alle in Sommerkleidern, alle jung, lächelnd und aufgeregt redend. Auf dem Weg zum Ocean Drive, zum Essen und Frauenaufreißen, oder zur Washington Avenue, zum Tanzen und Frauenaufreißen. Unbeschwert und sorglos. Die Probleme vor der Tür geparkt. Er beneidete jeden Einzelnen von ihnen.

Er überlegte, was jetzt zu tun sei. Zum Shore Club fahren und in Erfahrung bringen, ob Fabiana dort war? Da würde er nicht allzu viel herausfinden. Luxushotels beschirmt ihre Gäste. Er war neugierig zu erfahren, was da gelaufen war, aber zugleich wollte er es nicht wirklich wissen, wollte lieber einfach weggehen und es vergessen.

Mitten in seiner Verwirrung und Unentschlossenheit bemerkte er auf der anderen Straßenseite einen groß gewachsenen Schwarzen, der ihn unverwandt ansah. Sein Gesicht konnte er nicht erkennen, es verschmolz mit der Dunkelheit und verschwamm im Neonlicht. Aber Max spürte seinen Blick, die bohrende Beharrlichkeit, die magnetische Kraft. Der Mann hatte Max bewusst aus der Menschenmenge ausgewählt, sich auf ihn konzentriert, ihn ins Visier genommen. In Miami lebten viele obdachlose Verrückte. Sie kamen des Klimas und der zerknirschten Großzügigkeit der Touristen wegen. Max hätte den Mann leicht für einen von ihnen hal-

ten können, hätte nicht sein alter Polizisteninstinkt Alarm geschlagen, sein Gespür dafür, wenn jemand nicht in Ordnung war.

Genau in diesem Moment klingelte sein Telefon. Bruce Springsteens nervtötend fröhliches »Waitin' on a Sunny Day« dudelte aus der Tasche, die er an der Hüfte trug. Es war der Klingelton, den er Joe Liston zugewiesen hatte – seinem ehemaligen Partner und dem einzigen schwarzen Springsteen-Fan, dem er bis dato begegnet war.

Joe rief ihn nie abends an. Für gewöhnlich war er um diese Zeit zu Hause bei seiner Familie.

Es musste dringend sein, musste etwas Ernstes sein.

Joe war Captain bei der Mordkommission.

Max machte sich auf das Schlimmste gefasst.

Und es kam.

»Es geht um Eldon«, sagte Joe. »Er wurde vor zwei Tagen im Boxstudio auf der 7th Avenue aufgefunden. Ermordet.«

Er hätte schockiert sein sollen, war es aber nicht. In dem Moment, als er die Nachricht vernahm, war Max plötzlich mit den Gedanken woanders. Der Mann auf der anderen Straßenseite war nicht mehr da, war spurlos verschwunden, als wäre er nie da gewesen.

»Vor zwei Tagen?«, fragte Max. »Warum hast du mich nicht sofort angerufen?«

»Ging nicht. Hier laufen Sachen, über die ich mit dir reden muss. Ich bin jetzt im Studio. Kannst du herkommen?«

»Bin schon unterwegs.«

Geschniegelt und gebügelt wie immer, stand Joe Liston vor dem Studio und wartete. Beigefarbener Leinenanzug, weißes Hemd, braune Krawatte und glänzende braune Lederschuhe. Er hatte schon immer großen Wert auf seine Erscheinung gelegt, weil er darin zum Ausdruck gebracht sah, wie ernst er seinen Beruf und die Verantwortung nahm, die damit einherging. Dabei war die Jackett- und Krawattenpflicht für Kriminalpolizisten in Miami schon vor längerer Zeit fallen gelassen worden, nachdem es Beschwerden gegeben hatte, dass tropische Hitze und förmliche Kleidung effizienter Polizeiarbeit nicht gerade förderlich seien. Und so erschienen die meisten Zivilpolizisten zum Dienst, wie sie auch zu einer Grillparty gehen würden: in grellbunten Strandhemden, ausgewaschenen Jeans und alten Turnschuhen. Angesichts dieses Bekleidungsliberalismus war Joe dazu übergegangen, nur noch Drei- statt Zweiteiler zu tragen.

Er war beeindruckend groß und kräftig gebaut. Das Haar, das ihm noch geblieben war, war grau und kurz geschnitten. Seinem runden Gesicht und dem noch runderen Bauch waren die hervorragenden Kochkünste seiner Frau und die letzten zehn Jahre, die er delegierend hinter dem Schreibtisch verbracht hatte, deutlich anzusehen. Ihn störte das nicht. Er versuchte weder, seine Pfunde zu verstecken, noch abzunehmen. Im Jahr zuvor war er sechzig geworden. In dem Alter, fand er, durfte man sich ein wenig gehen lassen.

Max parkte in der Nähe und ging zu ihm.

Die 7th Avenue lag menschenleer und verlassen da.

»Tut mir leid«, sagte Joe und hielt ihm die Hand hin, um sein Beileid auszudrücken.

»Danke.« Während der Autofahrt hatte Max über den Mord an Eldon nachdenken wollen, aber seine Gedanken waren immer wieder zu den Ereignissen im Hotel zurückgekehrt. Und zu dem Mann auf der Straße.

Joe durchschnitt das Siegel an der Tür, und sie gingen hinein.

Seit fast zehn Jahren hatte Max dieses Studio nicht mehr betreten, damals hatte er Eldon zum letzten Mal gesehen. Er war schockiert über den erbarmungswürdigen Zustand der Halle: der eingeknickte Boxring, das Loch im Dach, der Schutt, der Rost, die Berge von Abfall. Der Ort, der so vielen jungen Leben eine neue Wendung gegeben hatte, war nur noch eine Müllhalde.

Er hatte gehört, dass das Studio nach Abe Watsons Tod dichtgemacht hatte und dass Eldon noch immer jeden Tag hergekommen und von früh bis spät geblieben war. Als er sich nun umschaute, alles aufnahm und vergeblich versuchte, das Studio aus der Erinnerung wiederaufzubauen, begriff Max, wie ausgebrannt der alte Mann sich gefühlt haben musste. Das Studio war sein ganzer Stolz gewesen, der Grundstein für alles, was er je aufgebaut hatte, und am Ende hatte er nur noch dagesessen und zugesehen, wie alles um ihn herum zusammenbrach. Zum ersten Mal seit Joes Anruf spürte Max einen kleinen Nadelstich halbherziger Trauer. Sie traf ihn unerwartet.

Achter März 1964: An diesem Tag war Eldon Burns in sein Leben getreten. Hier an der Tür, an der gleichen Stelle, an der er nun stand, hatten sie die ersten Worte gewechselt.

Max hatte seinen Freund Manny Gomez zum Studio begleitet. Er hatte an jenem Tag nicht den Wunsch gehabt, Boxer zu werden, und auch vorher noch nie. Seine intensivste Begegnung mit dem Boxsport hatte darin bestanden,

dass er auf der Ecke Fifth Street einmal Muhammad Ali, umringt von schwarzen Jugendlichen, beim Autogrammegeben gesehen hatte. Max hatte noch nie einen echten Kampf gesehen, geschweige denn in voller Länge im Fernsehen verfolgt. Boxen interessierte ihn einfach nicht. Er war nur mitgekommen, weil er nichts Besseres zu tun hatte.

Doch nachdem er hinter Manny das Studio betreten hatte, hatte sich ihm eine völlig neue Welt aufgetan und ihn ganz in sich aufgenommen. Schwarze, Latinos und ein paar Weiße aller Alters- und Gewichtsklassen. Alle aktiv und konzentriert, bei der Sache, fokussiert. Totale Zielstrebigkeit. Träume von Ruhm und Reichtum. Gebrochene Nasen, vernarbte Augenbrauen, Blumenkohlohren. Harte Gesichter, schweißnass. Aufgestaute Hitze. Der Geruch von Schweiß, Blut, Leder und Franzbranntwein. Choreographierte Gewalt. Die Schläge so schnell, dass die Fäuste in der Bewegung nicht mehr zu erkennen waren. Die vielen verschiedenen dumpfen Rhythmen der Fäuste auf den Sandsäcken, das Rasseln der Speedballs, das Pfeifen und Singen von einem Dutzend Springseilen, das Getrappel hüpfender Füße.

Aus dieser Szenerie heraus war Eldon Burns auf sie zuge treten: die Verkörperung, die Seele des Ganzen. Ein großer Mann in Jogginghose und kurzärmeligem Hemd. Kräftige Arme mit Sommersprossen, große breite Hände, ein vernarbtes, mürrisches Gesicht, fester, aber ungeduldiger Blick, eine runde, rötliche Warze an der Schläfe. »Schlag mir ins Gesicht«, hatte er zu Max gesagt. Und Max hatte Eldon mit einem schnellen rechten Haken zu Boden geschickt. Es war das erste Mal, dass ein Neuling ihn geschlagen, geschweige denn umgehauen hatte. Eldon hatte vom Fußboden aus zu Max hochgeschaut und gelächelt. Alles im Studio war erstarrt, es herrschte vollkommene Stille.

Genau wie jetzt.

Die Umrissse von Eldons Leiche waren mit leuchtend weißer Kreide und groben, geraden Linien auf den Fußboden gemalt worden. Wäre da nicht der Halbmond aus schwarz geronnenem Blut gewesen, der wie ein höllischer Heiligenschein den Kopf umgab, hätte die Abbildung in ihrer Einfachheit primitiv wirken können. Aber war nicht Mord tatsächlich die primitivste aller Handlungen, jene Tat, durch die sich der Mensch auf eine Stufe stellte mit seinen höhlenbewohnenden Vorfahren?

Joe reichte Max einen Stapel Fotos.

Das erste zeigte Eldons Leiche. Die Arme nach oben gerissen, die Fäuste geballt, die Beine leicht gespreizt: Es war die traurige Parodie der Siegerpose am Ende des Boxkampfes. Auf Eldons Brust hockte eine Ratte, zeigte ihre langen Nagezähne und schaute mit schwarzen Augen in die Kamera.

»Wir mussten die Kammerjäger rufen. Hier wimmelte es nur so von Ratten«, bemerkte Joe. »Die konnten sich gar nicht schnell genug auf ihn stürzen. Durchaus passend, könnte man meinen.« Max schaute auf zu seinem Freund, sah ihm in die Augen, sah, wie er den Blick senkte.

Joe hatte Eldon gehasst, und Eldon hatte Joe gehasst. Eldon hatte ihn hinter seinem Rücken nur »diesen Neger« genannt, und Joe hatte Eldon den Spitznamen »Sixdeep« verpasst – kurz für *Sixth Degree Burns*, Verbrennungen sechsten Grades, die schlimmsten.

Eldon war ihr Boss bei der Miami Task Force gewesen, einer Eliteeinheit der Polizei, die in den 1970er und 1980er Jahren in Miami aktiv gewesen war, als die Stadt zur Hochburg des Kokainhandels und ihre Einwohner zum Kollateralschaden eines eskalierenden Drogenkrieges rivalisierender Banden geworden waren. Eldon hatte die MTF geführt wie

eine paramilitärische Einheit: eine bewaffnete Bande unter vielen, nur dass seine Leute Polizeimarken hatten und die Lizenz zum Töten. Politiker auf Bundesstaatsebene hatten ihn beauftragt, sämtliche Schwerverbrechen mit allen erforderlichen Mitteln aufzuklären – oder es zumindest so aussehen zu lassen. Lieber die Illusion von Sicherheit als gar keine Illusionen mehr.

»Mach's passend«, war sein Motto gewesen. Wem die MTF ein bestimmtes Verbrechen anhängte, spielte keine Rolle, solange die vermeintlichen Übeltäter vorbestraft waren und irgendetwas verbrochen hatten. Die MTF verstieß gegen sämtliche Verfahrensvorschriften und alle Gesetze. Auf jedes Verbrechen, das die Truppe tatsächlich aufklärte, kamen zwölf weitere, bei denen irgendwelche Leute hinter Gitter gebracht oder von der MTF erschossen wurden. Und es änderte nichts. Weiterhin starben massenweise Unschuldige, und Miami verwandelte sich in eine milliardenschwere Kloake.

Irgendwann hatte Joe da nicht mehr mitmachen wollen und sich versetzen lassen. Ein Jahr später war Max, dem sein letzter großer Fall schwer zusetzte und der darunter litt, was er inner- und außerhalb der MTF getan hatte, aus dem Dienst ausgeschieden. Eldon hatte ihn angefleht zu bleiben, hatte ihm alle möglichen Versprechungen gemacht. Als Max hart blieb, hatte Burns ihm sämtliche Obszönitäten an den Kopf geworfen, die je erfunden worden waren. Er wollte, dass Max in seine Fußstapfen trat, die MTF weiter so führte wie bisher, während er selbst die letzten Stufen der Karriereleiter erklimmte. Max hatte seine sorgfältig ausgeklügelten Tagträume zunichtegemacht, die geplante Erbfolge durchkreuzt.

Danach hatten sie fast sechzehn Jahre lang kein Wort miteinander gewechselt.

Doch ihre Verbindung war erstaunlich stark geblieben. Eldon hatte für Max die Rolle des Vaters übernommen, als er einen gebraucht hatte. Max war für Eldon der Sohn gewesen, den er nie hatte. Eldon ließ ihn nicht aus den Augen. Als Max 1989 wegen Mordes ins Gefängnis kam, bestach Eldon mehrere Banden in Attica, damit ihm nichts geschah. Sein Arm reichte weit, und manchmal tat er Gutes.

Die nächsten Fotos zeigten Nahaufnahmen von Eldons Kopf. Man hatte ihm je eine Kugel durch die Augen gejagt, sodass die Höhlen aussahen, als hätte jemand einen schwarzen Penny daraufgelegt.

»Der hat aus kürzester Entfernung geschossen«, sagte Max und deutete auf die Schmauchspuren über und unter Eldons rechtem Auge. Über dem Auge waren sie besonders deutlich.

»Die meinen, das sei eine Initiation für irgendeine Gang gewesen«, sagte Joe.

Max zog noch einmal das erste Foto von der Leiche auf dem Fußboden hervor und schüttelte den Kopf.

»Der Killer hat ihm aus nächster Nähe ins rechte Auge geschossen. Eldon geht zu Boden. Der Mörder steht über ihm und schießt ihm ins linke Auge«, sagte er. »Das war keine Initiation. Das war eine Hinrichtung.«

»Genau das habe ich auch gedacht. Als die den Leichnam bewegt haben, sind ihm die Patronenhülsen aus der Hand gefallen. Der Mörder hat sie ihm in die Handfläche gelegt und die Finger darum geschlossen. Und durch die Totenstarre sind sie so geblieben«, sagte Joe.

Max sah ihn fragend an.

»Ja, versteh ich auch nicht.« Joe zuckte mit den Achseln.

»Was war das für eine Waffe? Eine Fünfundvierziger?«

»Ich habe den Ballistik-Bericht noch nicht gesehen, aber dem Aussehen nach ja.«

Max schaute sich im Studio um und versuchte, sich den Mord im Geist vorzustellen. War Eldon auf dem Weg nach draußen gewesen, als er seinem Mörder begegnete? War der Mörder schon vorher einmal im Studio gewesen? Die Schmauchspur über dem Auge verriet, dass der erste Schuss schräg von oben nach unten abgegeben worden war, was bedeutete, dass der Mörder größer sein musste als Eldon. Der alte Mann hatte um die eins achtzig gemessen. Der Mörder musste fast einen Meter neunzig groß sein.

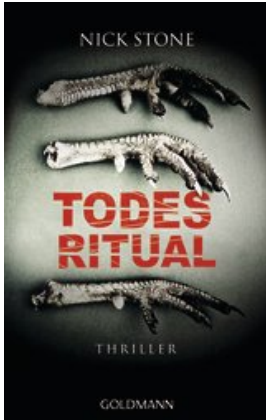
Warum hatte er ihm in die Augen geschossen? War das eine Botschaft? Hatte Eldon etwas gesehen, das er nicht hätte sehen sollen? Oder war es einfach die Masche des Täters, seine Art zu morden?

Max hielt inne. Solche Gedanken waren ihm seit Jahren nicht mehr durch den Kopf gegangen. Er hatte sie nicht gebraucht. Er war fasziniert, wie schnell die Gewohnheit zurückkehrte.

Es war 27 Jahre her, dass er mit Joe einen Tatort in Augenschein genommen hatte. Damals waren sie hinter Solomon Boukman her gewesen, dem Haitianer, der in den furchtbaren Tagen des Kokains und der Kettensägen über die Unterwelt von Miami geherrscht hatte.

Die beiden arbeiteten noch immer gelegentlich zusammen, aber nur selten und nur höchst inoffiziell. Wenn Joe Informationen brauchte, die auf normalen Wegen nicht zu beschaffen waren, rief er Max an. Und wenn Max wissen wollte, ob irgendjemand vorbestraft war, fragte er Joe. Aber das war schon alles, private Gefälligkeiten. Mehr nicht. Keine Daten, keine Einzelheiten.

»Warum hast du mich angerufen, Joe?«, fragte Max, obwohl er die Antwort bereits kannte und schon wusste, was er darauf sagen würde. »Wir wissen beide, dass ich gar nicht



Nick Stone

Todesritual

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47716-6

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2012

Grausame Todesfälle, dunkle Magie und ein Geheimbund auf Kuba – Max Mingus ermittelt

Der ehemalige Detective Max Mingus arbeitet inzwischen als Privatermittler. Er ist verbittert und desillusioniert, denn alle Fälle, die an ihn herangetragen werden, sind schmierige Ehescheidungen. Bis zu dem Tag, an dem sein ehemaliger Chef auf brutale Weise ermordet wird. Max findet Beweise, dass eine frühere Aktivistin der „Black Power“-Bewegung ein sehr starkes Mordmotiv hatte – jedoch ist diese seit Jahren auf Kuba untergetaucht. Und so begibt sich Max in eine gefährliche Welt der dunklen Magie, des Verrats und des Todes ...